

A nighttime photograph of a city street intersection. In the foreground, a white sedan is being pulled by two horses, one white and one brown, by a person in a blue uniform. A police car with flashing lights is visible in the background. The scene is illuminated by streetlights and the car's headlights.

Gunter Gerlach

Friedhof der Beziehungen

**Deutscher
Krimipreis-
träger**

KRIMINALROMAN · ARS VIVENDI

GUNTER GERLACH

FRIEDHOF DER BEZIEHUNGEN

Kriminalroman

ars vivendi

»Leg deinen Kopf in mein Maul und wart ab«, sagte die Katze.

»Dauert es lange?«, fragte die Maus.

»Gerade so lange, bis jemand auf meinen Schwanz tritt«, sagte die Katze. »Es muss eine Reflexbewegung sein. Aber hab keine Angst, ich lege den Schwanz aus.«

Die Maus schob die Kiefer der Katze auseinander, legte ihren Kopf zwischen die spitzen Zähne und zog ihn sogleich wieder zurück.

»Sag mal, hast du heute Morgen Haifisch gegessen?«, fragte sie.

»Nun hör mal zu«, sagte die Katze, »wenn dir das nicht passt, dann mach, dass du wegstommst. Die Sache hängt mir langsam zum Halse heraus. Dann musst du eben allein damit fertig werden.«

Sie sah zornig aus.

»Reg dich nicht auf«, sagte die Maus.

Sie schloss ihre kleinen schwarzen Augen und brachte ihren Kopf wieder in die richtige Stellung.

Boris Vian, *Der Schaum der Tage*

Originalausgabe

1. Auflage März 2010

© 2010 by ars vivendi verlag

GmbH & Co. KG, Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Hanna Stegbauer

Umschlaggestaltung: Anna Ponton unter Verwendung
einer Fotografie von Jan Kornstaedt / Bilderberg

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-031-6

1

Außerirdische meiden die Erde, denn intelligente Wesen trifft man woanders.

Nach langem Klingeln öffnet er mir die Tür und ich erkenne seine ganze Tragödie. Die Einmetersiebzig seines Körpers hängen dürr am viel zu großen Kopf. Die Augen im Lichtschmerz zusammengekniffen. An ihm vorbei strömt der Atem seiner Wohnung, die dunkle Höhle ist der Rachen eines Tieres.

Der Mann lebt mitten in Berlin, Kantstraße, seine eigene Wirklichkeit hat keine Verbindungen zur Außenwelt. Die Haut ist dabei, alle Farbigkeit zu verlieren, wird eines Tages vielleicht von selbst leuchten, aber ihr Licht wird nichts nützen, er wird dann bereits erblindet sein.

In einer durch einen Vulkan entstandenen Höhle auf den Kanarischen Inseln gibt es einen Krebs, wie er sonst nur in den lichtlosen Tiefen des Ozeans vorkommt. Die Ausweglosigkeit der Höhle führte über Generationen zum Verlust der Farbe und des Augenlichts. Die perfekte Anpassung an seine Gefangenschaft verhindert zugleich die Rückkehr an die Sonne. Er würde verbrennen und Opfer von Raubfischen werden. Darwin wollte es so.

Vielleicht hat der Mensch eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Ursprünglich konnte er weit über sich hinausdenken, doch je mehr Menschen auf die Erde kamen, umso beschränkter wurden die Möglichkeiten seines Gehirns. Nur noch Wissenschaft und Technik kann er denken. Nichts darüber hinaus. Fassungslos steht er vor dem Sternenhimmel und erkennt nichts mehr.

»Ich bin Georg Händel.« Ich strecke meine Hand aus. Er wird sie nicht nehmen. Das wäre ja gerade so, als würde er damit die Absicht bekunden, das Haus zu verlassen, in eine fremde Wirklichkeit einzutreten. Sein Blick wandert von meiner Hand den Arm hinauf bis zu meinem Gesicht.

Ich ziehe die Hand zurück und die Mundwinkel hoch. Er soll merken, dass es kein Lächeln ist, sondern nur eine Geste.

»Sie sind doch Daniel Landau? Ihr Onkel schickt mich.«

Er gibt den Weg frei. Ich betrete die Höhle. Er geht voraus. Ich betrachte die Garderobe im Flur der Wohnung. Daran hängt eine rosafarbene Jacke aus Kunststoff. Sie glänzt matt, hat viele kleine Riemen. Es muss die Jacke seiner toten Freundin sein. Allerdings ist sie ein bisschen zu groß. Mir fällt ein, ich weiß gar nicht, wie groß das Mädchen war. Wahrscheinlich war sie größer als er, bestimmt hatte sie mehr Volumen. Ich begreife, er kann die Jacke nicht weghängen. Er kann nichts von ihr anfassen. Alles, was von ihr geblieben ist, liegt noch in der Wohnung. Er lebt so, als würde auch sie noch leben, als könnte sie jeden Moment zurückkehren.

Ich tappe durch die Dunkelheit aus schwarzem Staub. Ich atme sie durch den Mund ein, aber es knirscht nicht zwischen den Zähnen. Ich strecke die Arme vor, gerate in Versuchung, mich an seiner Schulter festzuhalten.

Ich kenne die Geschichte dieses Mannes, ohne dass sie mir erzählt werden muss. Ich brauche einen Menschen nur zu sehen, ein paar Details zu kennen, ein paar Regungen zu beobachten. Ich sehe diese Dinge an Fäden baumeln, wie bei einem Mobile, das von der Decke herabhängt. Es wird nicht von einem Luftzug, sondern von meinem Geist bewegt, bis alles zueinander in der richtigen Position ist und einen Sinn ergibt. Schon steht mir seine ganze Geschichte vor Augen. Deshalb bin ich Schriftsteller geworden. Und weil meine Rekonstruktionen des Lebens eines Menschen aus wenigen Einzelteilen immer wieder der Wahrheit entsprechen, bin ich ein schreibender Ermittler. Wenn mich ein ungelöstes Verbrechen interessiert, mache ich einen Roman daraus, schreibe die Geschichte, wie sie stattgefunden hat oder haben könnte. Und fast immer entdecke ich dann den Täter zwischen den Tasten meines Schreibcomputers.

Bei allem habe ich nur ein Problem: Ich kann kein Blut sehen, keine Verletzten und schon gar keine Leichen. Beim

Anblick von Blut und Wunden muss ich mich sofort abwenden. Reagiere ich nicht schnell genug, bekomme ich Schweißausbrüche, Herzrasen und falle manchmal in Ohnmacht. Auch beim Anblick von Toten weicht sofort alles Leben aus mir. Ich muss dann sehen, dass ich mit letzter Kraft noch davonlaufe.

»Setzen Sie sich doch«, sagt Daniel Landau. Seine Stimme bricht. Er weiß, dass ich wegen seiner ermordeten Freundin gekommen bin. Ich habe mich ein paar Tage vorher angekündigt.

Ich sehe nicht viel. Aus einer mit einem dunkelroten Tuch abgehängten Lampe fällt ein Lichtstrahl auf eine Zeitschrift. Das Fernsehprogramm. Wenn ich mir vorstelle, ein Außerirdischer versucht, unsere Welt nur aufgrund der Fernsehsendungen eines einzigen Tages zu rekonstruieren. Dann wird er wohl mit seinem Raumschiff die Erde meiden. Intelligentere Wesen trifft man woanders im All.

Langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Der Mann hat sich selbst ein tiefes Loch gegraben und hockt darin. Sein Onkel erzählte mir, Daniel sei LKW-Fahrer für eine Baufirma gewesen. Nach einem von ihm verursachten Unfall sei er ein Jahr nicht mehr gefahren. Dann habe er sich mit einem kleinen Transporter selbständig gemacht, aber seit dem Tod seiner Freundin sei es ihm unmöglich zu arbeiten.

»Ich hätte gern ein paar Fotos von ihr«, sage ich. Das soll mir für einen ersten Besuch genügen. Ich erkenne eine Couch und setze mich. Daniel Landau schnäuzt sich die Nase. Er würde wahrscheinlich in Tränen ausbrechen, wenn ich ihn bitten würde, mir von den letzten Tagen mit seiner Freundin Nicole zu erzählen.

»Nur die Fotos, mehr will ich heute nicht«, sage ich.

Das Geräusch von Papier. Er ist vorbereitet. Ein weißer Umschlag fängt das Licht. Er schwebt vor mir und zittert.

Ich greife zu. Für einen Moment halten wir den Umschlag von beiden Seiten fest. Er lässt nicht los, ich ziehe ein bisschen. Er gibt nicht nach. Die Übergabe ist wie ein Vertrag zwischen

uns. Ich soll seine Welt respektieren, keine Spuren hinterlassen, nichts kaputt machen. Alles soll bleiben, wie es ist.

»Keine Sorge«, sage ich und will ergänzen, dass er alle Bilder zurückbekommt, da löst sich aus der Tiefe seiner Lunge ein Klagelaut: »Ich habe sie umgebracht.«

Er hustet flach, dann ergänzt er: »Ich hätte Nicole keinen Augenblick aus den Augen lassen dürfen.« Die Stimme wird höher. Tränen machen kein Geräusch. Die Dunkelheit verweigert mir ein Bild davon.

»Sie sollten sich keine Vorwürfe machen«, höre ich mich sagen.

Eine Floskel. Gut, in der wörtlichen Rede ist das erlaubt. Aber sonst gilt bei einem Text: Nichts ist schlimmer für einen Schriftsteller, als eine Floskel zu verwenden. Floskeln sind der Tod der Sprache.

2

Sie bietet mir die Kehle dar, als ob es leicht wäre, mit ihr zu schlafen.

Die Journalistin lehnt mit dem Rücken an einem halbhoher Büroschrank. Sie hat ovale Pupillen. Asiatische Vorfahren vielleicht. Ihre Hände stecken tief in den Taschen ihrer grob gewebten Jeans, die Beine gespreizt, das Becken vorgeschoben. Ihre Jacke aus Bindfäden gehäkelt. Ein Sack, bei dem selbst ein Kurzsichtiger den Verlauf der Fäden sehen kann, wie sie miteinander verwebt sind. Ein kariertes Männerhemd darunter. Sie säße passender auf einem hölzernen Küchenstuhl, den der Tischler noch hobeln will, statt in ihrem gläsernen Büro. Das Gesicht ein Mond aus jungem Käse mit roten Pfefferspuren. Es muss ihre Haut sein, auf die sie aufmerksam machen will. Der Kontrast zu dem groben Gewebe ihrer Kleidung. Eine Verpackung für etwas Wertvolles, etwas Weiches, das sich an der rauhen Hülle reibt. So macht sie aus der bleichen Haut einer Rothaarigen weißen Samt. Das Haar ist Wolle. Sie hat es mit einem Lederband zum Pferdeschwanz gebändigt. Ich muss einen Weg finden, sie zu berühren, dort an den Ohren, wo sich ein paar rötliche Locken aus dem Gekräusel befreit haben und die Haut fast durchscheinend ist.

»Heißen Sie wirklich Sabine Weber?«

Sie lächelt.

»Solche Namen sind doch beliebte Pseudonyme in den Medien?« Ich lasse es wie eine Frage klingen. »Und dann auch noch Sabine!«

Ihre Daumen kommen aus den Taschen, berühren den Gürtel, stecken sich durch die Schlaufen. Das Leder ist wie aus altem Sattelzeug geschnitten mit hellen und dunklen Flecken. Auf dem Weg zum Speck. Sie lacht, hat grünes Licht in den Augen und nimmt den Kopf zurück, bietet mir die Kehle dar. Als ob es leicht wäre, mit ihr zu schlafen.

»Ich heiße wirklich so.«

»Wie alt sind Sie? In Ihrer Generation heißen die Mädchen anders.«

»Stimmt. Ich bin fünfunddreißig. Ich glaube, der Vorname Marie war bei meiner Geburt Mode. Und Sie?«

»Was?«

»Wie alt sind Sie?«

»Das haben Sie doch bereits recherchiert. Ich bin fünfzig.«

Sie geht zu ihrem Schreibtisch, indem sie die Beine aus den Hüftgelenken in die Höhe hebt. Eine Art, zu gehen und dabei den ganzen Körper mitspielen zu lassen, als habe sie hochhackige Schuhe an. Aber unter ihren Jeans gucken weiße Leinenschuhe heraus. Der Stoff ihrer Hose reibt sich zwischen ihren Schenkeln. Ein Geräusch wie Pappe. Keinen Weichspüler benutzt. Sie will dieses Geräusch. Sie ist genau der Typ von Frau, auf den ich reagiere wie ein pawlowscher Hund. Gleich lege ich die Zunge auf die Lippen und fange an zu hecheln. Dabei habe ich vor Jahren unter Pseudonym ein Buch über die Beziehung zwischen Männern und Frauen geschrieben. Wie die Partnerwahl immer wieder in die falsche Richtung läuft. Warum funktionieren meine eigenen Ratschläge nicht? Vielleicht, weil die Kinder von Lehrern auch oft misslingen, bei den Elektrikern zu Hause die Steckdosen aus den Wänden hängen und Psychologen sich nicht selbst helfen können.

Sie setzt sich auf die Kante des Schreibtisches, ihr Hosenbein vibriert, zeigt ein Stück ihres Fußgelenks. Ein kleines Kunstwerk, aus Holz geschnitzt. Sie zieht die Fotos heran. »Wollen Sie das wirklich sehen?«

Sie hat gut recherchiert, sie weiß, dass ich den Anblick von Leichen nicht ertrage. Aber auf Fotos ist es nicht so schlimm. Da halte ich es meistens aus.

Sie neigt sich mir zu, kommt näher, als ob es normal wäre. Der europäische Abstand zwischen Menschen ist minimal ein Meter. Der Stoff ihrer Jeans wölbt sich am Bauch, vielleicht gelingt es mir, das Gewebe zu berühren. Als Zufall inszeniert.

»Wollen Sie ein Buch darüber schreiben?«, flüstert sie, um ihrer Nähe einen Grund zu geben.

Ich ziehe die Schultern hoch, obwohl ich mich längst entschieden habe.

Sie riecht nach Nivea-Creme.

»Noch geheim, nicht wahr?« Ihre flache Hand kommt nach vorn, gibt mir einen kleinen Stoß gegen die Schulter. Diese Geste hat etwas Intimes. Unter Freunden heißt sie: Ich weiß Bescheid, du kannst mir vertrauen. Aber wir sehen uns zum ersten Mal. Wollte sie mich berühren? War es ein Signal, dass auch ich ihr näher kommen kann?

Doch schon zieht sie sich hinter ihren Schreibtisch zurück, lässt sich in den Stuhl fallen, lacht ein bisschen, unterdrückt es. Es klingt wie das Mäh eines Schafes.

Das ist es: Sie erinnert mich an das einfache Leben auf dem Lande, an einen Bauernhof. Pferde, Schafe, Kühe, Hühner. Sicher ist sie in einem Dorf aufgewachsen. Sie trinkt gern Milch, wenn sie noch die Körperwärme der Kuh hat.

Ich betrachte das erste Foto. Es zeigt eine in Granitstein gefasste Verkehrsinsel. Die Erde ist aufgeworfen. Die Insel ist von ihrer Spitze aus fotografiert, da, wo beide Fahrbahnen wieder zusammenlaufen. Zum oberen Bildrand hin geht sie in einen niedrigeren, gepflasterten Fußgängerteil über. Am Ende ist ein Stück eines Ampelmastes zu sehen.

Beim zweiten Bild mit fast identischem Ausschnitt ist die Erde entfernt und die Mädchenleiche freigelegt. Es wirkt wie ein inszeniertes Bild. Ein weißer Mädchenleib, dekorativ mit schwarzen Erdkrumen bedeckt. Zum Glück ist keine Verletzung zu sehen. Das würde ich auch auf Fotos nicht ertragen.

»Das ist Nicole.«

Ich beuge mich vor, das Mädchen wirkt, als ob es schlafe. Ich denke an die rosafarbene Jacke im Flur von Daniel Landau. Passt nicht richtig zu ihr.

»Inzwischen gibt es zwei weitere ermordete, auf Verkehrsinseln vergrabene Mädchen. Aber scheinbar keine weitere

Verbindung. Jedes wurde auf andere Weise umgebracht. Das erste erstochen, die beiden anderen erwürgt. Vielleicht sind es Taten von Nachahmern, Trittbrettfahrern.« Sie schiebt zwei weitere Fotos zu mir. Ich lehne mich zurück. Lieber nicht so genau hingucken.

»Vielleicht gar keine schlechte Idee, Verkehrsinseln zu Grabstätten zu machen. Schließlich sind es Relikte aus einer Zeit, als man noch dachte, das Autozeitalter sei unendlich und der Verkehr würde immer schneller und man brauche Inseln zum Überleben. Aber sagen Sie, wie kommen Sie an solche Fotos?«

Ich stelle mir vor, wie die Journalistin auf dem Schreibtisch des Kommissars herumturnt, einen weiteren Knopf ihres karierten Hemdes öffnet, bis er ihr die Fotos gibt.

»Wir setzen Drohnen ein.«

Ihr Kopf wandelt sich zu einem grinsenden rotgelben Apfel.

»Wie die Amerikaner im Irakkrieg?«

»Es sind Modellflugzeuge mit einer Kamera.«

»Und was sagt die Polizei dazu?«

»Die ärgert sich.« Sie lacht, zieht dabei den Atem ein und legt den Kopf zurück. Dann öffnet sie das Band ihres Haares und schüttelt den Kopf, bis sich ihre rote Wolle gleichmäßig verteilt hat. Ich glaube, die Haare sind gefärbt.

Und jetzt habe ich eine Vermutung, warum sie ein Einzelbüro hat und alle ihre Kollegen im Großraum sitzen.

»Sie sind die Spezialistin für Interviews, nicht wahr? Und Sie holen aus Ihren Interviewpartnern mehr heraus als jeder andere.«

»Sie wollen wissen, wie ich das mache?« Das halbe Gesicht hinter dem Haar verborgen.

»Nein, ich weiß es.«

Sie legt ihre Arme auf die Schreibtischplatte und dreht sie herum, bietet mir die weiße Haut mit den blauen Adern in der Kehle ihres Ellbogens an.

»Oh! Und wie mache ich das?« Sie beugt sich vor, kommt mir mit ihrem Gesicht sehr nah.

»Sie geben jedem das Gefühl, er könne Sie haben.«

Sie schüttelt den Kopf, presst die Lippen aufeinander.

»Ich wette, am Ende jedes Gesprächs versucht sich der Interviewpartner mit Ihnen zu verabreden.«

»Das stimmt allerdings.«

»Und willigen Sie ein?«

»Nein, nie.«

»Sie würden keine Ausnahme machen, wenn ich Sie bitte?«

»Sie wollen mit mir ins Kino?«

»Nein, da ist es mir zu dunkel. Es müsste ein Ort sein, wo es heller ist. Ich will alles sehen.«

Sie öffnet eine Schublade, holt weitere Fotos und einen Zeitungsausschnitt hervor, schiebt alles langsam auf mich zu. Ich rolle im selben Tempo mit dem Bürostuhl zurück. Vielleicht noch mehr Leichen.

»Sie müssen dies hier noch sehen.«

»Was ist das?«

»Der Bericht über einen Mann namens Wuh.«

»Warum soll ich den lesen?«

»Er betreibt einen Friedhof der Beziehungen.«

»Was ist das?«

Sie hebt die Schulter. »Wir werden ihn fragen.«

»Wuh heißt er? Er sieht nicht chinesisches aus.«

»Wuh ist die Abkürzung von ›Wesen unbekannter Herkunft‹: W-U-H. Er nennt sich so, weil er nicht an seine Vergangenheit erinnert werden will.«

»Was für eine hat er?«

»Nichts als missglückte Beziehungen.«

3

Der Friedhof der Beziehungen

Drüben auf der anderen Seite der Straße öffnet Wuh das Gitter zu seinem Friedhof. Der schwarze Anzug und die Sonnenbrille, bis jetzt das Klischee eines Gangsters, wandeln sich zur Fassade eines Beerdigungsunternehmers.

Ich bin ihm die ganze Zeit gefolgt. Erst mit der S-Bahn, dann zu Fuß. Berlin ist hier zu Ende. Das Gelände ist das letzte Grundstück der Stadt, dahinter beginnt Brandenburg. Wuh's Friedhof ist kaum größer als der Bauplatz eines Einfamilienhauses.

Stadteinwärts stehen eine Reihe Einfamilienhäuser mit spitzem Dach und weißen Steinen, alle einander ähnlich. Der übliche Irrtum der Stadtplanung: Häuser einer Siedlung müssten gleich aussehen. Gardinen und Vorhänge sind zugezogen. Niemand zu sehen, keine Bewegung. Wer weiß, ob die Bewohner nicht vor Wochen gestorben sind und seitdem tot in ihren Wohnzimmern liegen. Man sollte diese Häuser gleich nach dem Tod des letzten Bewohners zumauern, in ein Mausoleum verwandeln. Ein Hausoleum. Das Wort habe ich aus einer Geschichte von Lou A. Probsthayn, einem der Großen im Erfinden neuer Wörter.

Wuh steht zwischen den wenigen Gräbern seines Friedhofs. Die Erde liegt als braunes Mehl auf ihnen, einige sind als kleine Hügel mit Gras bewachsen. Er fährt sich mit der Hand über den rasierten Schädel, wahrscheinlich haben sich Schweißtropfen gebildet. Am Himmel ballen sich die ersten Wolken zu Fäusten. Nach Wochen der Dürre soll es heute zum ersten Mal regnen.

Ich gehe ein Stück weiter in Richtung der Felder. Berlin grenzt sich hier scharf vom Land ab. Der Asphalt endet, die Straße schrumpft zu einem Feldweg. Auf den Feldern kriechen die Ähren am Boden auf der Suche nach Feuchtigkeit.

Ich drehe mich um, der Mann steht reglos, betrachtet die gelben Flecken auf den Rasenflächen. Eine Landkarte der Hitze-welle.

Jetzt dreht er um, geht wieder zum Eingang, legt seine Arme zwischen die Pfeilspitzen des Gitters und sieht in Richtung Stadt. Er erwartet jemanden.

Auch ich gehe zurück und suche neben ihm Halt an einer Gitterstrebe.

»Eine Frage.«

Er sieht mich nicht an, blickt weiter die Straße entlang.

»Die Antwort ist«, sagt er, »der Mensch muss den Dingen ein Ende geben, die von sich aus keins haben. Und das sind vor allem Beziehungen, Freundschaften, Liebe. Einer von beiden bricht die Beziehung ab, bevor auch der andere dazu bereit ist, es auch will oder es überhaupt bemerkt. Für ihn hat es kein Ende gegeben. Wenn er in Ruhe leben will, muss er mittels einer einprägsamen Zeremonie auch ein Ende der Beziehung inszenieren. Ohne den anderen.«

Erst beim letzten Satz sieht er mich an. »Presse?«

»Erst was begraben ist, kann Neuem Platz machen.« Meine Schlussfolgerung.

Er grinst, schiebt die Sonnenbrille hoch und reibt sich mit den Fäusten die Augen.

»Was liegt in diesen Gräbern?«, frage ich. »Manche sind groß genug für einen Menschen.«

»Polizei?«

»Nein.«

Auf einem rostigen Fahrrad nähert sich ein jüngerer Mann, ebenfalls im dunklen Anzug und mit Sonnenbrille, aber mit vollem, schwarz gelacktem Haar. Das Rad knarrt und quietscht wie ein eisernes Bettgestell mit Sprungfedern. Die Pedale treten ab und zu durch, die Kette hängt herab, und die Lenkstange scheint nicht richtig festgeschraubt, so dass er im Zickzack fährt. Mit dieser Nummer könnte er als Clown in einem Zirkus auftreten.

»In den Gräbern liegen meist nur Fotos, Andenken, Kuschtiere, Geschenke, die man von dem Partner erhalten hat. Alles, was an den Partner erinnert, der einen verlassen hat, steckt man in eine Kiste und vergräbt sie hier.« Er lässt die Sonnenbrille wieder über die Augen rutschen. Hinter dieser Deckung betrachtet er mich, versucht abzuschätzen, ob ich ein potentieller Kunde seines Friedhofs bin.

»Wie groß sind die Kisten, die hier vergraben werden?«, frage ich.

»Unterschiedlich. Mal groß, mal klein.«

»Groß wie ein Sarg?«

»Kommt auch vor.«

»Und Sie wissen immer, was darin liegt?«

Wuh schüttelt den Kopf.

»Sie müssen zugeben«, sage ich, »es gibt eine gewisse Verwandtschaft zu den auf Verkehrsinseln verscharrten Leichen.«

Er stößt die Luft aus. »Also doch Polizei.«

Ich schüttle den Kopf. »Die kommen immer zu zweit.«

»Stimmt.«

Der junge Mann hat sein Rad gegen den Zaun gelehnt. Er geht an uns vorbei, betritt den Friedhof, murmelt etwas, das ein Gruß oder ein Fluch sein könnte. Er holt aus einem kleinen Schuppen einen Spaten und Folie.

»Ein Kunde?«

»Nein, das ist Jakob, er hilft mir, schaufelt die Gruben aus.«

»Dann erwarten Sie einen Kunden?«

Er nickt.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich zuschaue?«

»Ich fürchte, meine Kunden mögen das nicht. Halten Sie Abstand.«

Langsam biegt ein schwarzer Sportwagen in die Straße ein. Er zögert, hält an. Ein großer Hund, der sich flach macht, die Schnauze vorstreckt, um am Unbekannten zu schnupern.

Wuh nickt in dessen Richtung. »Es ist die zweite Beerdi-
gung, die wir für ihn machen.« Dann löst er sich vom Gitter,
geht zu seinem Helfer. Jakob hebt den Spaten, sticht ihn mit
voller Kraft in die Erde, als wäre da etwas, das er töten muss.

Draußen ist der Sportwagen auf schwarzen Tatzen heran-
geschlichen. Es ist genug Platz, aber er rangiert ein paar Mal,
bis er wirklich parallel zur Bordsteinkante steht. Vielleicht
gehört Ordnungssinn bis zur Zwanghaftigkeit dazu, eine
Beziehung zu beerdigen.

Der Mann steigt aus, trägt hängende Mimik zum grauen
Anzug.

An den Ärmeln spannt der Stoff von den Muskeln. Sein
Gesicht ist breiter als hoch, jetzt verdeckt er es zum Teil
mit einer Sonnenbrille, die so groß und schwer ist, dass sie
nicht nur von seiner Nase, sondern auch von seinen Wangen
gestützt werden muss. Er geht um den Wagen herum, öffnet
den Kofferraum und holt eine Holzkiste heraus. Ein kleines
Kind könnte darin Platz haben. Er hebt sie hoch, stellt sie am
Fußweg ab und schließt den Kofferraum. Er blickt auf die
Kiste herab und zögert.

Oft habe ich eine klare Einschätzung von den Menschen,
bei ihm weiß ich nicht, ob er ein Mörder sein könnte.

Jakob ist gekommen, trägt weiße Handschuhe und nimmt
die Kiste auf, geht langsam zum Friedhof hinüber. Der Mann
folgt ihm mit gesenktem Kopf. Auch ich betrete hinter den bei-
den den Friedhof, schleiche mich aber an der Seite entlang. Ei-
nen Augenblick stehen alle vor der flachen Grube, dann versenkt
Jakob die Kiste. Wuh geht zum anderen Ende des Grabes, setzt
an, eine Rede zu halten. Im gleichen Moment fällt der Kunde
auf die Knie, wischt sich die Sonnenbrille aus dem Schmerzge-
sicht, lässt sie zu Boden fallen. Sein Mund verzieht sich, er hebt
den Kopf und schreit: »Warum hast du mich verlassen?«

Jakob hilft ihm wieder hoch, reicht ihm die Sonnenbrille.
Er schwankt noch ein wenig vom eigenen Beben, dann strafft
er sich.

»Es ist vorbei, begraben und vergessen«, sagt Wuh. Es fol-
gen Sätze über das Vergessen und Verdrängen, über den sym-
bolischen Akt des bewusst gestalteten Endes. Ein Text ohne
Inhalt, voller Adjektive, mit denen Sachverhalte vernebelt und
Emotionen geweckt werden sollen. Die Sprache der Journalis-
ten, um ein schnelles Einverständnis zu erzielen und ihre
Leser zu manipulieren. Mit »Es ist vorbei, begraben und ver-
gessen« schließt Wuh seine Rede.

Jakob, sein Helfer, hat die weißen Handschuhe gegen
dunkle Arbeitshandschuhe getauscht und reicht dem Mann
die Schaufel für den ersten Wurf Erde. Zugleich fallen verein-
zelt Regentropfen wie bestellt.

Jakob legt den Erdhügel an und richtet den kleinen beschrif-
teten Stein auf, streicht noch einmal mit der Hand darüber.
Wuh bringt seinen Klienten zum Wagen zurück und erhält
einen weißen Umschlag.

Ich gehe zu dem frischen Grab. Jakob klopft gerade die
Erde fest. Auf dem flachen Stein steht ein Name.

»So heißt doch heute niemand mehr. Liane«, sage ich.

Wuh ist hinter mir herangekommen und erklärt: »Einige
meiner Klienten schreiben den Vornamen des ehemaligen
Partners auf das Grab, andere konnte ich überzeugen, nur
einen blanken Stein auf den Hügel zu legen. Einen Schluss-
stein. Es ist schließlich nur der Tod einer Beziehung. Daran
stirbt man nicht.«

Der Sportwagen schleicht sich die Straße entlang. »Der
kommt wieder«, sagt er. »Ich schätze, in drei Monaten ist er
wieder da.«

»Zwangscharakter.«

»So einer wird immer wieder verlassen.«

Vor dem Tor des Friedhofes fährt ein anderer Wagen vor,
bremst scharf, so dass die stehenden Reifen ihn noch ein
wenig weiter tragen. Der Fahrer tritt den Motor noch einmal,
dann lässt er ihn verstummen. Eine Frau öffnet die Tür. Es ist
Sabine Weber. Sie beschattet die Augen, sieht zu uns herüber.

»Die ist von der Zeitung«, sagt Wuh.

»Ich weiß, wir sind verabredet.«

Sabine Weber winkt und lehnt sich an die Fahrertür ihres Wagens, spreizt dabei die Beine, steckt die Daumen in die Gürtelschlaufen ihrer Jeans und schiebt den Bauch nach vorn.

»Ich gebe keine Interviews mehr. Die Zeitungen machen sich nur lustig über mich«, sagt Wuh und dreht sich um.

Ich gehe mit ihm die Reihen der Gräber entlang. Sabine Weber nähert sich langsam. Wuh zeigt auf einen Namen auf einem Grab. »Das war eine Katze.«

»Illegale Beseitigung von Tierkörpern?«

Er schüttelt den Kopf. »Sie ist der Besitzerin weggelaufen und nie wiedergekommen.«

»Sie wissen, warum die Journalistin gekommen ist?«, frage ich.

»Sie sind doch aus demselben Grund hier.«

»Stimmt.«

»Natürlich weiß ich, dass da ein Typ herumläuft, Frauen umbringt und sie verscharrt.«

Sabine Weber steht hinter ihm. »Ich finde, die Ähnlichkeit ist verblüffend«, sagt sie. Wuh dreht sich um. Sie stehen so nahe beieinander, als wollten sie sich küssen.

Sie wird ihr Interview bekommen.

Ich bin die Eifersucht in Person, das Klischee eines Mannes. Ich bekomme Stiche in der Magengegend. Vor einigen Stunden noch tat sie so, als würde ihre Zuneigung mir gehören. Wenn ich nur ein bisschen anders sozialisiert wäre, würde ich sie erwürgen und auf einer Verkehrsinsel verscharren. Oder besser ihn. Vielleicht könnte ich aus mir einen Mörder machen.

4

Sie schmeckt nach Kirschkuchen mit Zitronensahne

Für einen Schriftsteller ist das Schreiben Krankheit und Therapie zugleich. Die meisten von uns sind kleine Autisten. Sie können ihre Umwelt nur durch das Schreiben wahrnehmen. Dabei verkürzen sie Vorgänge und Bilder auf Wörter und Sätze.

Eine Methode, die einsam macht. Denn im Kopf des Lesers entstehen aus den Wörtern und Sätzen vollkommen andere Bilder. Er ergänzt sie aufgrund seines eigenen Erfahrungsschatzes.

Und ein Autor kann mit dem Schreiben von Geschichten keine Wirklichkeit herstellen. Wirklichkeit entsteht nur im Dialog, ist eine Vereinbarung. Vielleicht kann er sich seiner eigenen Wirklichkeit annähern, aber bestimmt nicht der des Lesers. Die Philosophie weiß, Sprache ist ein ungeeignetes Mittel etwas abzubilden, das nicht aus Sprache besteht.

Wenn ein Autor Glück hat, gelingt durch die Reduktion auf Wörter ein Blick auf das Wesentliche, das übergeordnet Wahre.

Nachdem ich die Begegnung der Journalistin mit Wuh in den Computer getippt habe, ist mir klar, dass Sabine Weber es geradezu darauf anlegt, dass sich ihretwegen Männer duellieren. Wenn nicht sogar ganze Horden in kriegerischer Formation aufeinander losgehen und sich die Köpfe einschlagen. Möglicherweise bringt aber einer der Kontrahenten vorher die Frau um.

Sabine Weber lebt gefährlich.

Ich fahre zu Daniels Onkel nach Friedrichshain. Er hatte über mich in der Zeitung gelesen. Kaum war ich nach Berlin gezogen, machte er mich auf den ein Jahr zurückliegenden Mord an Daniels Freundin Nicole aufmerksam. Aus Mitleid mit seinem Neffen wünscht er sich eine Aufklärung des Falles.

Seine Frau Karen öffnet mir die Wohnungstür und beginnt sofort, mit einem Besen auf mich einzuschlagen. Ihre blonden Haare sind Blitze, ihre Worte Flüche. Der erste Schlag trifft mich an der Schulter, die weiteren Schläge kann ich abwehren, ihr schließlich den Besen entwenden. Sie beginnt zu weinen, und wollte sie mich eben noch verletzen, sucht sie jetzt an meiner Brust Trost. Was ich unter ihrem Schluchzen verstehe, ist etwa Folgendes: Ich hätte eine Journalistin vorbeigeschickt, die habe ihren Mann provoziert, so dass er schließlich nur noch Körper mit Geschlechtstrieb gewesen sei. Um diese Natur zu dämpfen, habe sie zu starkem Alkohol gegriffen. Ihr Mann liege im Bett, um sich davon zu erholen.

Ihre Nase läuft, und um mein Hemd vor Nässe zu bewahren, hole ich ein Taschentuch hervor und putze ihr die Nase. Sie sieht mir in die Augen, und dann reckt sie sich und küsst mich auf den Mund, umschlingt mich mit einem Arm und steckt mir ihre Zungenspitze zwischen die Lippen. Sie schmeckt nach Kirschkuchen mit Zitronensahne. Ich weiß, ich bin nur Objekt ihrer Rache. Und wenn ihr Mann nicht hilflos im Schlafzimmer läge, würde ich sie gewähren lassen, so aber fordere ich vor mir selbst Solidarität mit ihrem Mann, greife nach ihrer Hand und führe sie weg von meinem Schritt. Satan.

Sie lächelt, dreht sich um, als wolle sie einen Tanz beginnen, dann geht sie voraus. Alles an ihr gefällt mir plötzlich, das gelbe Sommerkleid, die kleinen Brüste, die dünnen Beine hatte ich beim letzten Mal nicht bemerkt. Wieso ist sie so jung? Ich schätze sie im Alter ihres Neffen Daniel.

Onkel Tobias liegt wie sein Neffe im vollkommen abgedunkelten Schlafzimmer. Ich bewege einen der Vorhänge für einen Lichtblitz und dann für einen beständigen Strahl auf sein Bett. Er stöhnt, sagt: »Ob Frauen oder Alkohol, beides Beziehungen, die böse enden können.« Dann richtet er sich auf, legt die Hände über die Augen und reibt sich die Stirn.

»Sie hätten mir sagen sollen, dass Sie nicht sein Onkel sind.«

»Woran haben Sie es gemerkt?«, fragt er mit klebriger Zunge.

Ich schweige. Es ist eine Schlussfolgerung aus vielen kleinen Details, und dass seine Frau für eine Tante zu jung und zu hübsch ist. Ich greife nach dem Glas mit Wasser auf dem Nachtschrank und reiche es ihm. »Und wenn Sie noch einmal die Absicht haben, Ihre Frau zu betrügen, dann schicken Sie sie zu mir, damit ich das Gleiche mit ihr machen kann, was Sie dann zur selben Zeit mit einer anderen Frau machen.«

»Was?«

»Nichts. Es war nur ein Test, ob Sie schon wieder bei Verstand sind.«

Er trinkt, bis ihm der Atem ausgeht, dann setzt er das Glas ab, holt tief Luft und bläst sie mit dicken Backen wieder heraus.

»Mann, diese Frau.«

»Nun erzählen Sie schon. Was verbindet Sie mit Daniel Landau?«

»Er ist ein Freund. Ich wollte ihm helfen. Ich war damals mit ihm auf dem Bau und habe das mitgekriegt, als er fast einen Menschen totgefahren hat. Er konnte eigentlich nichts dafür. Diese Lastwagen haben ja einen Warnton, wenn sie rückwärts fahren.«

»Erzählen Sie von Nicole. Wie war sie?«

»Lieb, treu, grau. Dienstags Wassergymnastik, donnerstags Töpfern, sonst nur Daniel. Allerdings ist das nur die Oberfläche, da drunter war sie ...« Ein schwaches Pfeifen verlässt seine Lippen.

»Und Daniel?«

»Lieb, treu, grau. Dienstags Jogginggruppe, donnerstags Kartenspielen, sonst nur Nicole. Als er sich dann mit dem kleinen Transporter selbständig machte, hat er viel gearbeitet. Oft auch abends und nachts. Da liegt die Frau dann allein im Bett.«

Er legt den Kopf zurück, schließt die Augen und stößt wieder die Luft aus. »Diese Frau!«

Ich bin mir nicht sicher, ob er Nicole oder Sabine Weber meint. »Sie meinen die Journalistin?«

Seine Antwort ist ein tiefer Atemzug.

»Ich dachte, Sie hätten es gemerkt«, sage ich.

»Was?«

»Sie ist keine Frau, sie ist ein Mann. Sie wissen doch, Transvestiten sind die perfekteren Frauen.«

Er kommt hoch. »Ist das wahr?«

»Natürlich.«

Er sieht mich an, die Haare wirr, die Augen drücken sich etwas hervor, dann stöhnt er noch einmal, lässt sich in die Kissen zurückfallen. Wie einfach es doch ist, mit einer einzigen Prämisse die Wirklichkeit eines Menschen zu verändern.

Den bin ich als Konkurrenten los. Und seine Beziehung habe ich auch gerettet.

5

Ich schließe die Jacke, bin die Lächerlichkeit in Person

»Wer ist da?« Daniel Landau hat die Tür nur einen Spalt geöffnet, blinzelt. Er will niemanden hereinlassen. Ich versuche, einen Blick auf die rosafarbene Jacke an der Garderobe zu bekommen.

»Ich bin es, Georg Händel.«

Er öffnet die Tür etwas weiter, die Wohnung atmet Schweißgeruch aus. Die Jacke hängt noch da.

»Entschuldigung, habe gerade ein bisschen geschlafen.« Er grinst, lässt mich herein, versperrt aber an der Küchentür den Flur. Ich muss diesmal in die Küche.

Die Wohnung ist heller als beim letzten Besuch. Er bietet mir ein Glas Wasser an. Ich schüttele den Kopf. Er gießt sich ein, trinkt hastig das ganze Glas auf einmal aus.

»Wissen Sie«, sagt er etwas außer Atem, »als Sie mir die Fotos genommen haben, das war gut, das hat mich aufgeweckt, irgendwie verändert.«

»Was ist passiert?«

»Das, was immer passiert.« Er gießt sich das Glas erneut voll.

»Ich bin rausgegangen. Und dann erst, draußen auf der Straße, habe ich gemerkt, dass ich die Jacke anhatte.«

»Welche Jacke?«

»Die rosafarbene.«

»Nicoles Jacke?«

Er lacht. »Nein, die gehört mir, aber ich habe sie, nachdem ich Nicole kennengelernt hatte, nicht mehr getragen.«

»Dachte ich mir schon. Mit der ist was Besonderes, nicht wahr?«

Er nickt. »Ich hab die früher nur angezogen, wenn ich eine Frau kennenlernen wollte.«

»Und das funktioniert?«

»Ja, immer noch.« Er zieht die Schultern hoch. »Irre, was?«

Ich überlege, was es mit der Jacke auf sich haben könnte. Wahrscheinlich fällt den Frauen die Jacke auf und damit der Mann. Sie wollen wissen, ob jemand, der es wagt, ein solches Kleidungsstück zu tragen, etwas Besonderes ist.

»Und wen haben Sie kennengelernt?«

»Das tut doch jetzt nichts zur Sache.«

»Und das machen Sie immer so mit der Jacke.«

»Wissen Sie, ich bin sehr eifersüchtig und sehr treu. Aber die Frauen sind es nicht.«

»Sie wollen damit sagen, sie werden häufig von den Frauen verlassen?«

»Sie betrügen mich.«

»Nicole auch?«

»Alle Frauen.«

»Darf ich die Jacke mal anziehen?«

Er steht auf, geht in den Flur. Ich folge ihm, und er nimmt sie vom Haken, fährt mit den Fingerkuppen über ihren Kragenrand, zögert, sie mir zu geben.

Ich warte. Schließlich reicht er sie mir mit beiden Händen, als übergebe er mir eine Urkunde. Es ist kein Kunststoff, wie ich vermutet hatte, sondern Leder. Sie ist wirklich etwas zu groß, aus der Zeit, als man noch Übergrößen trug. Ich stelle mich vor den Spiegel. Er schaltet das Flurlicht ein, der Stoff reflektiert seine Farbe und beleuchtet meinen Hals und mein Kinn von unten mit einem rosafarbenen Schein. Außerirdisch. Ich schließe die Jacke, bin die Lächerlichkeit in Person.

»Bei mir funktioniert es nicht.«

»Was?«

»Ich finde, ich wirke lächerlich darin.«

»Es gehört wohl die Situation dazu.«

Ich drehe mich vor dem Spiegel. Vielleicht funktioniert sie als eine Art Mitleidserreger.

»Kann ich damit mal auf die Straße?«

»Nein!« Er packt mich am Kragen und zieht mir mit einem Ruck die Jacke den Rücken herunter. Er hat mehr Kraft, als ich seinen dünnen Gliedern zugetraut habe. Seine Augen flackern.

»Na na, mal vorsichtig«, sage ich.

Er birgt die Jacke zwischen seinen Armen und drückt sie sich an die Brust. »Die trage nur ich.«

»Sie haben also eine neue Frau?«

»Na ja.« Er dehnt die Worte. Er ist sich ihrer wohl noch nicht sicher.

»Und Nicole ist vergessen?«

»Ich habe es ihr erzählt.«

»Wie?«

»Ich war an ihrem Grab.« Er hängt die Jacke wieder an den Haken. »Es wächst nichts darauf. Komisch. Die Pflanzen sind alle eingegangen. Was bedeutet das?«

»Vielleicht hätten Sie sie mal gießen müssen.«

Ich stehe in der Mitte der etwa zehn Meter langen Insel. Sie ragt vielleicht zehn Zentimeter über den Verkehrsstrom. Zwei Fahrspuren branden an jeder Seite. Man sieht ihr nicht mehr an, was hier geschehen ist. Betonplatten bedecken das ehemalige Rasenstück. Sie sind neu, noch wachsen in ihren Spalten keine Gräser, Kräuter oder Moos. Beim Fußgängerüberweg ist sie auf das Niveau der Straße abgesenkt. Am Ende, dort wo der Ampelmast steht, ist sie wieder höher. Ich betrachte die umliegenden Häuser, alles Büros. Nachts ist hier kein Mensch mehr anzutreffen. Eines der Fenster im vierten Stock ist geöffnet, ein Mann gibt mir Zeichen. Ich deute sie als Signal zu bleiben. Will er mich vor dem Überqueren der Straße warnen?

Ich frage mich, wer die Verkehrsinseln erfunden hat. Sie gehören so selbstverständlich zur Stadtmöblierung, dass niemand sie mehr in Frage stellt. Viele haben immer noch einen Rasenteil. Vielleicht war es eine Idee der Gartenbauämter. Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Gärtner und Straßenreiniger. Einfacher und billiger wäre es, die Inseln nur mit weißen Linien als Symbol auf dem Asphalt anzulegen.

Ich stelle mich in die Mitte der Platten und habe den Eindruck, die Leiche liegt noch unter mir. Bei diesem Gefühl rutschen mir gleich die Kniegelenke aus der Fassung.

Die Tür eines der Bürohäuser öffnet sich. Der Mann kommt heraus, der mir ein Zeichen gegeben hat. Er zieht sich sein Jackett über und läuft über die rote Ampel zu mir.

»Sind Sie von der Presse? Sie kommen wegen des alten Mannes, nicht wahr?«

»Ich dachte, es war ein junges Mädchen.«

»Nein, ein alter, gebrechlicher Mann. Ich hatte es gemeldet.«

»Sie haben es gesehen – von da oben?« Ich zeige auf sein Bürofenster.

»Sicher. Ich habe Überstunden gemacht. Aber das fing ja schon morgens an. So gegen zehn Uhr kam er und wollte über die Straße, schaffte es mit Mühe und Not bis zur Mitte. Auf der Insel stolperte er und schlug hin. Als er wieder hochkam, konnte er erst recht nicht mehr laufen. Er setzte bei Grün an und kam nicht mal bis zur Mitte der Fahrspuren – und deshalb ging er immer wieder zurück.«

»Ich bin eigentlich hier wegen der Leiche.«

»Nein, tot war der noch nicht. Das weiß ich genau. Ich schaute erst gegen Mittag wieder aus dem Fenster, und da war er immer noch da, schaffte es einfach nicht über die Straße. Na ja, ich hatte viel zu tun. Und als ich am Nachmittag wieder gucke, da hat er ein Schild gemalt. ›Hilfe!‹ stand darauf. Er hielt es den Autofahrern entgegen. Aber Sie wissen ja, wie das mit den Autos ist, wenn man erst mal drinsitzt, hat man keine Zeit mehr. Das ist wie mit den Autofahrern und den Fußgängern, die sind sich spinnefeind und verwandeln sich doch laufend in den jeweils anderen.«

»Und was haben Sie getan?«

»Ich konnte nicht weg. Ich saß doch mitten in einer Arbeit, die musste fertig werden. Ich dachte doch, da kommt auch mal ein anderer Fußgänger und hilft ihm rüber. Aber abends war der immer noch da, hatte sich hingesetzt mit dem Rücken gegen die Ampel. Er hatte wohl aufgegeben. Ich dachte noch, der muss doch Hunger haben. Wenn ich mir vorstelle, man müsste auf so einer Insel leben, das ginge vielleicht. Wissen Sie, früher, als hier noch Gras wuchs, gab es ja immer die Kaninchen, die kamen abends zur Insel, da hätte man sich ja eins fangen und braten können. Genug Papier und Brennbares sammelt sich immer an den Kanten und in der Gosse an.«

Er grinst, kratzt sich den Hals. »Ich wurde in eine Besprechung gerufen. Später dann hat der tatsächlich Feuer gemacht. Aber nur so als Zeichen, wie es auch Schiffbrüchige auf Inseln tun, um Schiffe auf sich aufmerksam zu machen. Ich war nur

so unter Druck, dass ich mich gar nicht mehr um ihn kümmern konnte. Ich habe gearbeitet, bis es wieder hell wurde. Und durch Zufall gucke ich wieder aus dem Fenster. Da ist er immer noch da. Da habe ich dann die Polizei gerufen.«

Er hebt die Arme. »Was sollte ich machen? Der arme Kerl wäre doch sonst auf der Verkehrsinsel verhungert. Die Ampelphasen sind einfach zu kurz für alte Menschen. Andererseits fragt man sich ja, was die Alten noch auf der Straße zu suchen haben.«

»Und die Leiche haben Sie nicht gesehen?«

»Nein, der lebte noch.«

»Ich meine die Leiche des Mädchens, die hier auf der Insel vergraben worden ist.«

»Ach die. Natürlich. Ist ja schon länger her. Da war hier noch Gras, und man sah, dass da gegraben worden war. Deshalb sind ja jetzt hier die Platten gelegt worden. Aber wenn Sie mich fragen, ist das verkehrt. Denn wenn da eine drunter liegt, fällt das erst recht nicht auf. Es könnten ja praktisch auf jeder Verkehrsinsel Leichen begraben liegen. Platte drüber, Affe tot.«

»Und damals haben Sie keine Überstunden gemacht.«

»Doch, mache ich ja immer. Bei dem alten Mann habe ich ja noch überlegt, ob ich runtergehe, aber bei einer Leiche, da würde ich nicht gehen.«

»Und haben Sie was gesehen? Ich meine, wie die begraben wurde?«

»Ja, das ist das Seltsame. Ich verlasse immer als Letzter das Büro. Und damals, glaube ich jedenfalls, waren da so gelbe Blinklichter, so wie bei einer Baustelle.«

»Haben Sie das der Polizei gesagt?«

»Nein, ich war nicht sicher, ob das an dem Abend gewesen war.«

Ich hebe die Hand und wende mich dem Überweg zu.

Er kommt zu mir. »Jetzt, wo Sie es sagen, frage ich mich, ob der alte Mann nicht vielleicht ihr Vater war. Sein Stolpern

war ein Auf-die-Knie-Gehen. Und dann hat er hier nur getrauert. Kann ja sein.«

Anmerkung

WUH, das Wesen unbekannter Herkunft, und die Wohnung des Herrn Siebzig wurden aus der Geschichte *Der Haifischmann* entnommen.

Kommissar Petersen stammt aus *Liebe und Tod in Hamburg* und wurde für einen Auftritt in Berlin ausgeliehen.

Die Passage aus Boris Vians *Der Schaum der Tage* wurde zitiert nach der deutschen Übersetzung von Antje Pehnt, erschienen bei Zweitausendeins, Frankfurt am Main, 31. Auflage 1996.